

DIETER HALLER
DIE SUCHE
NACH DEM
FREMDEN

*Geschichte
der Ethnologie in
der Bundesrepublik
1945–1990*



campus

Die Suche nach dem Fremden

Dieter Haller ist Professor für Sozialanthropologie an der Ruhr-Universität Bochum.

© **Campus Verlag GmbH**

Dieter Haller

Die Suche nach dem Fremden

Geschichte der Ethnologie in der Bundesrepublik 1945–1990

Campus Verlag
Frankfurt/New York

© Campus Verlag GmbH

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie.

Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-593-39600-2

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2012 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: Guido Klütsch, Köln

Umschlagmotiv: Franz Termer in Guatemala © Privatbesitz Ulla Johansen

Satz: Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Druck und Bindung: CPI buchbücher.de, Birkach

Gedruckt auf Papier aus zertifizierten Rohstoffen (FSC/PEFC).

Printed in Germany

Dieses Buch ist auch als E-Book erschienen.

www.campus.de

Inhalt

Vorwort	9
Einleitung: Deutsche Ethnologie oder Ethnologie in Deutschland?	12
1 Die Entstehung der Völkerkunde/Ethnologie in Deutschland ...	31
2 Rekonstruktion – 1945 bis 1955	59
2.1 Institute, Professuren und Museen	66
2.2 Fachorganisationen	76
2.2.1 Deutsche Gesellschaft für Völkerkunde (DGV)	76
2.2.2 Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte (BGAEU)	83
2.3 Geistesgeschichtliche Strömungen	85
2.3.1 Empirizismus und Theorieskepsis	87
2.3.2 Kulturmorphologie	95
2.3.3 Kulturgeschichtliche Völkerkunde	98
2.3.4 Ethnosozioologie	101
2.3.5 Kulturmorphologie, Kulturhistorie und Ethnosozioologie im Widerstreit	102
2.4 Fazit	108
3 Konsolidierung – 1955 bis 1967	111
3.1 Institute, Professuren und Museen	120

3.2	Fachorganisationen	130
3.2.1	Deutsche Gesellschaft für Völkerkunde (DGV)	130
3.2.2	Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte (BGAEU)	140
3.2.3	Studentische Initiativen	142
3.2.4	Völkerkundliche Freundeskreise	143
3.3	Geistesgeschichtliche Strömungen	144
3.3.1	Empirizismus und Theorieskepsis	146
3.3.2	Kulturmorphologie	158
3.3.3	Kulturgeschichtliche Völkerkunde	162
3.3.4	Ethnosozioologie	169
3.3.5	Internationalisierung	172
3.4	Fazit	178
4	Rebellion – 1967 bis 1977	181
4.1	Institute, Professuren und Museen	196
4.2	Fachorganisationen	203
4.2.1	Deutsche Gesellschaft für Völkerkunde (DGV)	203
4.2.2	Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte (BGAEU)	213
4.2.3	Studentische Initiativen	215
4.3	Geistesgeschichtliche Strömungen	217
4.3.1	Kulturmorphologie	223
4.3.2	Kulturgeschichtliche Völkerkunde	224
4.3.3	Ethnosozioologische Ansätze	227
4.3.4	Kulturanthropologie und <i>Cultural Anthropology</i>	231
4.3.5	Neuere philosophische Einflüsse	233
4.4	Fazit	236

5	Stagnation – 1977 bis 1990	241
5.1	Institute, Professuren und Museen	246
5.2	Fachorganisationen	254
5.2.1	Deutsche Gesellschaft für Völkerkunde (DGV)	254
5.2.2	Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte (BGAEU)	260
5.2.3	Studentische Initiativen	261
5.3	Geistesgeschichtliche Strömungen	264
5.3.1	Etablierte Ethnologie	266
5.3.2	Neoromantik, die Begeisterung für das Fremde und literarische Ansätze	269
5.3.3	Interpretative Ansätze und Postmoderne	284
5.3.4	Interdisziplinäre Begegnungen	289
5.3.5	Ethnologie der Sprache und Strukturalismus	298
5.3.6	Ethnomedizin/ <i>Medical Anthropology</i> und Ethnopschoanalyse	301
5.4	Fazit	306
6	Ökonomisierung – 1989 bis heute	309
6.1	Institute, Professuren und Museen	317
6.2	Fachorganisationen	321
6.3	Geistesgeschichtliche Strömungen	323
7	Die bundesrepublikanische Ethnologie	337
	Literatur	345
	Nachweise der Interviews	374
	Register	376

Vorwort

Wissenschaft braucht Zeit, Ruhe und Muße, um Ideen zu entwickeln, zu prüfen, zu verwerfen und in die Tiefe zu gehen. Einen solchen Schutzraum für Wissenschaftler bietet die VW-Stiftung mit ihrem Opus-Magnum-Programm. Dieses Programm ermöglicht Antragstellern für die Dauer von zwei Jahren eine Entbindung von universitären Verpflichtungen, um konzentriert an einer Monographie zu arbeiten und Gedanken zu entwickeln. Unterdessen werden die universitären Aufgaben durch die volle Finanzierung einer Stellvertretung ermöglicht.

Im Oktober 2009 konnte ich in dieses Programm eintreten und mich an die Arbeit machen, mein zuvor bereits gesammeltes Material zur »Fachgeschichte der bundesdeutschen Ethnologie 1945/49 bis 1990« zu ergänzen und auszuwerten. Seit mehreren Jahren hatte ich mich schon mit dieser Thematik beschäftigt, Material gesammelt, Lehrveranstaltungen dazu durchgeführt¹ und Vorträge gehalten.²

Am Anfang des Projektes stand die Beobachtung, dass Deutschland in der Geschichte der internationalen Ethnologie eine uneindeutige Stellung einnimmt. Bestimmte hier entstandene Beiträge zur Entwicklung einer internationalisierten »Anthropology« werden zwar durchaus gewürdigt: So finden sich etwa in amerikanischen Textbooks oder Einführungen Kulturkreislehre und Diffusionismus meist ebenso wie die Wurzeln des Boas'schen Denkens und der Einfluss der Hermeneutik von Wilhelm Dilthey auf Clifford Geertz. Diese dokumentierten Einflüsse stammen jedoch entweder aus dem 19. und frühen 20. Jahrhundert oder sie erstrecken sich nur auf das amerikanische Denken. Impulse aus der neueren Ethnologie fehlen dagegen weitgehend. Auf internationaler Ebene weiß man mithin wenig über die Besonderheiten der Ethnologie, die sich in der Bundesrepublik seit 1945 entwickelte. Diese Unkenntnis besteht nicht nur im Ausland, sondern auch in weiten Teilen hierzulande. Zwar haben sich etliche Fachhistoriker auf einzelnen Wegen der bundesdeutschen Fachgeschichte der Ethnologie bewegt – eine Kartierung des gesamten Wegenetzes allerdings fehlte bislang. Diesem Un-

1 Heidelberg 2002, Bochum 2009, FU-Berlin 2010, Bochum 2011

2 HU-Berlin 2003, Rice/Houston und UT/Austin 2004, Zürich 2008 und auf der EASA-Tagung 2008 in Ljubljana

terfangen widmete sich mein Projekt. Es sollten dabei die Brüche und Kontinuitäten sowie das spezifische Potential des Faches nach 1945 herausgearbeitet werden. Dazu wurden die zentralen Entwicklungslinien und die Fachbestände (Gegenstände, Fragen und Methoden) unter den Gesichtspunkten der Ideengeschichte, der sozialen Netzwerke und der Milieugeschichte sowie des politisch-gesellschaftlichen Kontextes der Bundesrepublik nachgezeichnet. Ausgewertet wurden dafür nicht nur Publikationen zur Fach- und Zeitgeschichte, ethnologische Werke und Artikel, sondern auch rund sechzig berufsbiographische Interviews mit Experten und Zeitzeugen, die im Rahmen des Projektes geführt wurden.

Die Ergebnisse konnten in unterschiedlicher Form verwertet werden: zum einen in der vorliegenden Monographie, auf die eine komprimierte englischsprachige Ausgabe folgen wird. Zum anderen wurden die im Rahmen des Projektes geführten Interviews – gefördert durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft – zum Großteil als Rohmaterial publiziert. Dieses Material lagert auf den Servern der Ruhr-Universität Bochum (RUB) und ist über die Internetplattform www.germananthropology.com zugänglich.³

Das Gesamtprojekt hätte ohne eine großzügige Finanzierung, meine Freistellung von universitären Pflichten und die Hilfe von Profis nicht durchgeführt werden können. Ich danke daher den beiden Stiftungen (insbesondere Gudrun Tege-der und Corinne Flacke-Neudorfer), den Kollegen an der RUB, den Mitarbeitern am Projekt und dem Verlag. Zunächst ist Heidrun Frieze zu nennen, die ich dafür gewinnen konnte, meinen Lehrstuhl in Bochum zu vertreten. Auch den Kollegen und Mitarbeitern des Zentrums für Mittelmeerstudien (RUB) und der Sektion »Sozialpsychologie und Sozialanthropologie« in der Fakultät für Sozialwissenschaft (ebenfalls RUB), insbesondere Ulrike Dreyer und Jürgen Straub, bin ich in Dank dafür verbunden, dass sie mir in den Jahren der Freistellung den Rücken für die Arbeit am Projekt frei gehalten haben. Darüber hinaus geht mein besonderer Dank an die Projektmitarbeiter, ohne die der Aufbau der Internetplattform nicht möglich gewesen wäre. Die Aufgaben, die damit verbunden sind, waren vielfältig. Claire Spilker, Wencke Jäger, Andrea Nolting, Klaus Schmitt und Silvia Schöneck waren mit der Transkription der Interviews betraut; Vincenz Kokot übernahm die Edierung der Interviews; Agnes Brandt war für die englische Übersetzung, die Untertitelung der Videos und den Videoschnitt zuständig. Das Berliner Büro von EScriptum übernahm die technische Gestaltung des Videoportals, die Mitarbeiter des Werbe- und Kommunikationsbüros »Zeichen & Taten« unter der Leitung von Bernd Rodekohr (ebenfalls Berlin) erarbeiteten das Design. Meinem Le-

³ Die Webseite bietet darüber hinaus einen Überblick über die einzelnen ethnologischen Institutionen, über die regionalen Forschungsschwerpunkte und über die Fachgeschichte. Ergänzt wird das Material durch Kurzbiographien von Ethnologen und Ethnologinnen.

benspartner Lutz Jablonowsky danke ich für den emotionalen Rückhalt beim Forschen und Schreiben.

Viele Kolleginnen und Kollegen haben mich über die Jahre hinweg und in der Realisierung dieses Projektes unterstützt, insbesondere durch die Interviews oder durch Hintergrundgespräche, aber auch mit Bildmaterial sowie mit Hinweisen auf nützliche Literatur und mit der Vermittlung von Kontakten. In alphabetischer Reihenfolge sind insbesondere zu nennen: Sibylle Alsayad, Hermann Amborn, Thomas Bargatzky, Helene Basu, Jeanne Berrenberg, John Borneman, Ulrich Braukämper, Michal Buchowski, Anne Delouis, Gisela Dombrowski, Hans Peter Duerr, Johannes Fabian, James Faubion, Ursula Far-Hollender, Annemarie Fiedermutz-Laun, Hans Fischer, Peter Fuchs, Othmar Gächter, Wolfgang Haberland, Volker Harms, Günther Hartmann, Thomas Hauschild, Brigitta Hauser-Schäublin, Hans Jürgen Heinrichs, Beatrix Heintze, Adalbert Hepp, Jürgen Jensen, Ulla Johansen, Johannes Kalter, Ulrich Köhler, Viola König, Klaus-Peter Koepping, Karl-Heinz Kohl, Hans-Joachim Koloss, Fritz Kramer, Richard Kuba, Rudolph Kuper, Friedrich Kussmal, Matthias Laubscher, Wolfgang Lindig, Lorenz Löffler, Ute Luig, Wolfgang Marschall, Claudius Müller, E.W. Müller, Klaus E. Müller, Ludger Müller-Wille, Mark Münzel, Michael Oppitz, Werner Petermann, Georg Pfeffer, Beatrix Pfeiderer, Joachim G. Piepke, Hanns Prem, Shalini Randeria, Helga Rammow, Johannes Raum, Bertold Riese, Erhard Schlesier, Katesa Schlosser, Ekkehard Schröder, Meinhard Schuster, Stefan Seitz, Siegfried Seyfarth, Christian Sigrist, Peter Snoy, Gerd Spittler, Bernhard Streck, Ivo Strecker, Josef Franz Thiel, Lászlo Vajda, Klaus Volprecht, Christoph Winter, Emil Zimmermann, Jürgen Zwernemann.

Von ihnen allen habe ich viel über das Fach und seine mitunter verschlungenen Wege gelernt – das vorliegende Buch wird immer wieder auf die in den Gesprächen gewonnen Einsichten zurückgreifen. Ihnen ist genauso zu danken wie Judith Wilke-Primavesi vom Campus Verlag und Jana Schrewe, der Redakteurin des Buches, über deren hervorragende Betreuung ich nur glücklich sein kann.

Einleitung: Deutsche Ethnologie oder Ethnologie in Deutschland?

In allen Zeiten begaben sich Vertreter benachbarter oder weit entfernter Gesellschaften auf Reisen, auch um sich ein Bild voneinander zu machen. Die Kulturen des Abendlandes und ihre nahöstlichen Vorläufer – die Mesopotamier, Griechen und Ägypter – schienen dabei an einer möglichst realistischen Beschreibung des Fremden interessiert zu sein. Vor dem Hintergrund der sich ausdehnenden Macht- und Wirtschaftsbereiche der Europäer gelangten insbesondere seit dem 15. Jahrhundert vermehrt Berichte von anderen Lebensweisen aus Übersee nach Europa. Diese Texte erschöpften sich nicht in der reinen Darstellung der Fremden und ihrer Kulturen, sie gaben auch Aufschluss über das Selbstbild jener, die sie anfertigten: Meist handelte es sich um Diplomaten, Kaufleute, Eroberer, Missionare und hochgeborene Reisende. So beherrschten im 16. Jahrhundert noch antike und biblische Vorstellungen die europäische Wahrnehmung der fremden Welten in Übersee. Landkarten verewigen etwa die Inseln der Seligen, man glaubt die Bewohner des christlichen Reiches des Priesterkönigs Johannes oder die verlorenen Stämme Israels gefunden zu haben. Dies ändert sich im 17. Jahrhundert und mehr noch mit der Aufklärung.¹ In die abendländische Philosophie, die Kunst und die Literatur floss seither vermehrt ethnographisches – und naturkundliches – Material ein und prägte damit die abendländischen Vorstellungen über die Geschichte der Menschheit und über die anthropologische Wesenhaftigkeit des Menschen. Freilich waren diese Vorstellungen häufig von den verdrängten Nachtseiten der europäischen Selbstbilder mit geprägt.²

Gemeinhin wird das anthropologische Weltbild dem europäischen Humanismus zugeordnet, der das theozentrische Weltbild des Mittelalters ablöste. Das Nachdenken und Forschen über den Menschen führte jedoch nicht dazu, dass sich in den Ländern des Abendlandes eine Anthropologie als allgemeine Wissenschaft vom Menschen entwickelt hätte. Vielmehr entstanden viele einzelne Anthropologien: Partikulare Disziplinen differenzierten sich aus, die jeweils bestimmte Aspekte und Bereiche des Menschen untersuchten, häufig anhand spezifischer Fragestellungen und aus Sicht verschiedener Bezugswissenschaften, wie der Medi-

1 Reinhard 2011

2 Kramer 1981

zin, der Theologie oder der Pädagogik. Diese Differenzierungsprozesse verliefen in den einzelnen Ländern unterschiedlich, sodass beispielsweise in Großbritannien eine andere Entwicklung zu beobachten ist als in den USA. Zudem verfügen auch die Menschen jener Kulturen und Gesellschaften, denen sich die Ethnologen zuwenden, über Vorstellungen vom Wesen des Menschen; diese Ansichten bringen gewissermaßen indigene oder vernakuläre Anthropologien hervor. Diese dritte Ausdifferenzierung spielt für diese Arbeit allerdings keine Rolle.

Das vorliegende Buch konzentriert sich vielmehr auf die besonderen Entwicklungen einer einzelnen anthropologischen Disziplin in einem bestimmten Land: auf die Ethnologie – früher Völkerkunde genannt – in der alten Bundesrepublik Deutschland von 1945/49 bis 1990. Die Wege dieser Ethnologie nachzuzeichnen und ihr spezifisches Potenzial herauszuarbeiten ist das Anliegen des Buches.

Vor einigen Jahren äußerte sich Gesine Schwan, die Präsidentin der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt/Oder und sozialdemokratische Kandidatin für die Bundespräsidentschaft 2004 und 2009, wie folgt: »Wissenschaft wird nicht im luftleeren Raum betrieben. Naiv wäre die Vorstellung, die individuelle Neugier der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler spiele die entscheidende Rolle. Weichenstellend wirken vielmehr die Prioritäten derjenigen Personen und Institutionen, die Wissenschaft finanzieren.«³

Dass Wissenschaft stark durch politische, gesellschaftliche und ökonomische Prozesse geprägt ist, wurde in der Ethnologie mit Nachdruck reflektiert, insbesondere im Kontext neuerer Arbeiten zu »anthropologischen Nationen«⁴, ebenso von Arturo Escobar und Gustavo Lins Ribeiro mit dem um die Jahrtausendwende ins Leben gerufenen *World Anthropologies Network* (WAN). Dieses Netzwerk möchte vor allem die ethnologischen Traditionslinien von Ländern wie Brasilien oder Mexiko freilegen, und zwar mit drei Zielsetzungen: die Anerkennung der Vielfalt lokaler/nationaler Wissenstraditionen in einer globalisierten Welt und damit die Kulturalisierung der jeweiligen Theorieentwürfe; ferner die Anerkennung der ungleichen Machtbeziehungen innerhalb des intellektuellen Weltsystems, mit den USA und bestenfalls noch Großbritannien als Zentren und den anderen Ländern als Peripherien; und schließlich eine Kritik dieser ungleichen Machtbeziehungen und damit den Versuch, die Mechanismen der Macht freizulegen und so den verschiedenen Traditionen eine Stimme zu geben.

Das vorliegende Buch fügt sich in die Grundgedanken von WAN und ist durch die Feststellung geprägt, dass die Geistesgeschichte der internationalen *Anthropology* heute vor allem eine nordatlantische Geschichte ist und Deutschland hinsichtlich der Verteilung von intellektuellem Zentrum und Peripherie eine Sonderrolle einnimmt. So stellt der Münsteraner Ethnologe Rüdiger Schott fest:

3 Süddeutsche Zeitung Online vom 4. Januar 2003

4 Z.B. Borneman 1995, Penny 1998, Wolf 1999

»Im Gegensatz [...] zu[r Zeit vor dem Nationalsozialismus] hat die Ethnologie in Deutschland seit den dreißiger Jahren [...] zu den internationalen theoretischen Diskussionen [...] keinen nennenswerten Beitrag mehr geleistet, geschweige denn selbst international anerkannte Maßstäbe gesetzt.«⁵

Bestimmte Beiträge aus Deutschland zur Entwicklung einer internationalisierten *Anthropology* werden zwar gewürdigt. Amerikanische Textbücher oder Einführungen erwähnen die in Deutschland entstandenen Theorierichtungen der Kulturkreislehre und des Diffusionismus häufig genauso wie die Wurzeln der Boas'schen Anthropologie in Deutschland oder die Inspiration von Clifford Geertz durch Wilhelm Dilthey. Jedoch stammen diese Impulse entweder aus dem 19. und frühen 20. Jahrhundert oder sie ergänzen amerikanisches Denken – nicht aber italienische, indische oder chilenische Ansätze. Darüber hinaus handelt es sich entweder um Beiträge der deutschen Philosophie – Dilthey, Nietzsche, Warburg, Cassirer, Benjamin – oder der alten Völkerkunde bis zu den 1920er Jahren; nicht aber um Erkenntnisse aus der bundesdeutschen Ethnologie. Auf meine Frage im Jahr 1995, welche deutschen Ethnologen der Gegenwart er kenne, antwortete Clifford Geertz in Berlin verschmitzt, aber wohl paradigmatisch für die Außenwirkung des Faches: »Pater Wilhelm Schmidt?« Noch ein Meisterwerk wie *Die Geschichte der Ethnologie*⁶ widmet zwar viele Kapitel der britischen, französischen und amerikanischen Fachgeschichte nach dem Kriege, ignoriert aber bis auf wenige eher kursorische Bemerkungen die Geschichte des Faches in der Bundesrepublik.

Doch obgleich die bundesrepublikanische Ethnologie außerhalb des deutschsprachigen Raumes kaum bekannt ist, vermag sie vielleicht etwas Eigenes in die aktuellen Fachdebatten der internationalen Anthropology einzuspeisen. Um diesem Gedanken nachzugehen, werden in diesem Buch insbesondere zwei Aspekte beleuchtet: die Strukturen des Faches und seiner Institutionen (Institute, Professuren und Museen) sowie die geistes- und theoriegeschichtlichen Entwicklungen. Hierzu wird die kulturelle Praxis der Theorie, der Datenerhebung und der Gegenstandskonturierung untersucht, ebenso programmatische Verlautbarungen und Positionierungen. Dabei sind die Strukturen und die Geistesgeschichte nur im politischen, gesellschaftlichen und ökonomischen Kontext der Bundesrepublik zu verstehen. Eine rein geistesgeschichtliche Fachgeschichte, die nur auf eine Differenz der Denkansätze und der Theorien abhebt, wäre – weil Wissenschaft hier in erster Linie als kulturelle und gesellschaftliche Praxis interessiert – erkenntnistheoretisch wenig hilfreich.

Neben diesen beiden Aspekten gilt es, auch die Gegenstände zu berücksichtigen, mit denen sich die Ethnologen auseinandergesetzt haben. Patterson wies in

⁵ Schott 1981, S. 40

⁶ Petermann 2004

seiner exzellenten sozialen Geschichte für die amerikanische *Cultural Anthropology* darauf hin, dass sich das Fach maßgeblich auch über die Beziehung zwischen den Ethnologen und den Gemeinschaften, die sie untersuchen, definiere.⁷ Wenn also von ›Gegenständen‹ und von ›Gemeinschaften‹ die Rede ist, umreißt dies bereits das Spektrum, in dem sich die Interessen der Fachkollegenschaft im Untersuchungszeitraum bewegten. Der Fokus verlagerte sich langsam von der materiellen Welt naturvolklicher Kulturen hin zur kulturellen Welt aller Gesellschaften. Stehen am Beginn der Untersuchungsperiode noch die Artefakte der klassischen Naturvölker im Mittelpunkt, sind es bereits in den 1980er Jahren und insbesondere heute die Kulturen und Gesellschaften überall auf dem Globus. Die Verschiebung der kulturellen Erscheinungsformen, denen man sich zuwandte, lässt sich – mit grobem Pinselstrich gezeichnet – als Bewegung weg von Artefakten und Mythen und hin zu sozialen Gesellungsformen, Bedeutungskonstruktionen und emischen Perspektiven der Untersuchten fassen. Diese Entwicklung geht mit einer institutionellen Verschiebung einher: War das Fach in Deutschland ursprünglich in den Museen beheimatet, so stellt es heute eine universitär und akademisch dominierte Disziplin dar.

Auf den ersten Blick scheint damit die bundesdeutsche Entwicklung zur internationalen, angelsächsisch geprägten *Anthropology*, in der man sich ja auch zunehmend allen Kulturen und Gesellschaften der Gegenwart zuwandte, aufgeschlossen zu haben: Heute arbeiten die deutschen Ethnologen weitgehend in engem geistigen und institutionellen Austausch mit der internationalen Fachdebatte. Deutsche Fachvertreter sind auch auf internationalen Foren präsent.⁸ Vor allem amerikanische, britische und französische Theorieentwürfe und Fragestellungen werden rezipiert und diskutiert. Die Frage bleibt aber, ob es auch auf den zweiten und dritten Blick die Ununterscheidbarkeit der bundesdeutschen von der angelsächsischen Ethnologie gibt, kurz: ob es eine spezifische Ethnologie der Bundesrepublik gibt, und wenn ja, worin diese bestünde.

»Sofern Ethnologie das ist, was Leute, die sich als Ethnologen bezeichnen, wissenschaftlich tun, gibt es sicher auch eine deutschsprachige Ethnologie.« Die in diesem Zitat des Züricher Ethnologen Lorenz Löffler (1989) beantwortete Frage, ob man nach 1945 überhaupt noch von einer deutschen Ethnologie (im Sinn genuin nationaler Geistesgeschichte) oder nicht vielmehr von einem akademischen Fach (Ethnologie) in Deutschland sprechen kann, scheint heute einfach zu beantworten zu sein. Schließlich sind die klassischen nationalen Theorierichtungen der Zeit vor 1945 – die Kulturmorphologie, die Kulturkreislehre und die Ethnosozologie – mittlerweile verschwunden. Auch die formalen Schreibkon-

7 Patterson 2001, S. 1

8 So führen mit Shalini Randeria und Dorle Dracklé zwei im deutschsprachigen Raum sozialisierte Ethnologinnen in Folge die europäische Berufsvereinigung EASA (2004–2008).

ventionen und zum Teil die Publikationssprache haben sich weitgehend den amerikanischen Gepflogenheiten angepasst. Es entstehen eher kürzere Artikel statt langer Monographien; knappere Darstellungen statt breit ausgeführter Details.

Aber enthüllen diese Entwicklungen das ganze Bild über das Fach? Oder lassen sich doch spezifische nationale Bestandteile in einer noch so internationalisierten wissenschaftlichen Disziplin finden? Zwei Gründe sprechen dafür: So ist im Untersuchungszeitraum die Wahl der Ethnologie als Studienfach häufig durch das Unbehagen am Eigenen motiviert. In einer Disziplin, die sich dem Fremden zuwendet, reflektieren sich damit die jeweils zeittypischen Auffassungen davon, was als eigenkulturell und als selbstverständlich gilt – und damit die sozialen, politischen und mentalen Verfasstheiten einer Nation. Zudem erfüllten Universitäten – zumal in Mitteleuropa – historisch den nationalpolitischen Zweck, eine der Geburtsstätten der nationalen Souveränität und der Nationalgesellschaft zu bilden. Genau darin bestand das Humboldt'sche Projekt des 19. Jahrhunderts. Der Soziologe Ulrich Beck spricht von einer Verknüpfung des modernen Staates mit akademischer Wissenschaft und nationaler Kultur, um innenpolitisch die kulturelle Integration zu fördern und nach außen dem Imperialismus zu dienen.⁹ Für die Geistes- und Sozialwissenschaften bedeutete die scheinbare nationale Einheit von Staat und Universität, dass sie sich darin einzurichten hatten, »den Staat als Nationalstaat, die Gesellschaft als Nationalgesellschaft, die Identität als nationale Identität, die Geschichte als Nationalgeschichte, die Ungleichheit als nationale Ungleichheit, die Gerechtigkeit als nationale Gerechtigkeit, die Demokratie als nationale Demokratie zu begreifen und zu erforschen.«¹⁰ Von diesem Modell ist die bundesdeutsche Universitätslandschaft zutiefst geprägt, auch wenn die meisten Protagonisten der Nachkriegsethnologie früh (insbesondere durch die Neuorientierung der DFG)¹¹ spürten, dass sie der intellektuellen Isolation der NS-Zeit entkommen und sich erneut internationalisieren müssten. Heute, im Zeitalter von Bologna, versucht man, nationale Denkkulturen einzuebnen und neue, vorgeblich europäisch genannte Standards wie Modularisierungen, Akkreditierungen, Evaluationen, Bildungspläne und Bildungsspitzeleien umzusetzen. Diese Standards werden, das ist die Essenz jeder ethnologischen Globalisierungsforschung, von lokalen und nationalen Kontexten aufgenommen und dadurch wiederum zu einer, wenngleich transformierten, lokalen bzw. nationalen Lebensrealität.

Wie also sieht das geistesgeschichtliche Tableau aus, in das die internationalen Ansätze integriert wurden? Welche spezifischen Muster wirken unter der Oberfläche der Aneignung? Welche spezifisch historischen und gesellschaftspolitischen

⁹ Beck 2010

¹⁰ Ebd.

¹¹ Wagner 2010, S. 359–360

Entwicklungen beeinflussen die Fragestellungen, mit denen sich bundesdeutsche Ethnologen beschäftigten?

Wenn der Züricher Ethnologe Lorenz Löffler betont,¹² dass der Vorteil der deutschen Ethnologie darin liege, international nicht wahrgenommen werden zu müssen, beabsichtigte er vermutlich eine ätzende Kritik an seinem Fach. Dennoch besitzt dieses Urteil heute einen gewissen unbeabsichtigten Charme, weil er damit Auffassungen über Bildung äußert, die sich als im besten Sinne altmodisch interpretieren lassen. Man könnte darin nämlich auch den Ausdruck einer Bescheidenheit erkennen, die dem Humboldt'schen Bildungsideal geschuldet ist. Dieses Ideal ist dem neoliberalen Eifer diametral entgegengesetzt, der sich heuschreckengleich mit Drittmittelakquise, Utilitarismus, Exzellenz, Vermarktung, Ranking und Qualitätssicherungsmaßnahmen über die Geisteswelt hermacht und zum Alptraum all jener geworden ist, die Tiefe, Substanz, Essenz, inhärente Qualität und die langwierige Anwesenheit des Ethnologen vor Ort zu schätzen wissen. Vielleicht ist es ja intellektuell ertragreicher, das Humboldt'sche Bildungsideal zu pflegen, weil darin eigene Besonderheiten liegen, die sich im sicheren Windschatten des Marktgeschreis mit nüchterner Beharrlichkeit und langem Atem entwickeln können. Mit diesem Zweifel im Hinterkopf erweist sich natürlich die Absicht des Buches, die Besonderheiten der bundesdeutschen Ethnologie herauszuarbeiten und der Disziplin damit eine Bedeutung zuzumessen, die sie vielleicht gar nicht hat, als ein widersinniges Unterfangen, das immer die Gefahr in sich trägt, pompös aufzutreten, zuzuspitzen und Dinge aufzuplustern, die vielleicht besser verdeckt blieben. Daher soll die Fachgeschichte hier so vorsichtig und demütig wie möglich freigelegt werden.

Wenn man sich fachgeschichtlich mit der Ethnologie beschäftigen möchte, ist es unabdingbar, zunächst die terminologischen Schlingen zu entwirren, in denen sich das Fach im deutschsprachigen Raum verfangen hat. Der Begriff »Ethnologie« bezieht sich zunächst auf eine wissenschaftliche Disziplin mit ihren Institutionen, Organisationsstrukturen, ihrem fachspezifischen Idiom, ihren Ritualen und Mythen sowie auf ihre – durchaus nicht immer nur institutionsgebundenen – Protagonisten. Sie ist in einer wissenschaftlichen Fachvereinigung, der 1929 gegründeten Gesellschaft für Völkerkunde, dem Vorläufer der heutigen Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde (DGV) organisiert. »Ethnologie« und »Völkerkunde« sind zwei Bezeichnungen, die in der Fachgeschichte¹³ und in der Alltagspraxis ihrer Fachvertreter oftmals synonym verwandt werden.¹⁴ Eine klare

12 Löffler 1989, S. 17, S. 7

13 So benutzte beispielsweise bereits Bastian (1881) die Begriffe Ethnologie, Ethnographie und Völkerkunde synonym.

14 Einige Institute bezeichnen sich noch heute mit dem Begriff der Völkerkunde, andere mit dem der Ethnologie.

Unterscheidung beider Begriffe ist zwar schwierig, in diesem Buch orientiert sich ihr Gebrauch aber pragmatisch am emischen Kriterium: Während sich Kollegen, die vor den 1960er Jahren in das Fach sozialisiert wurden, selbst eher Völkerkundler nennen, wird der Begriff »Ethnologe« vor allem von jenen Fachkollegen verwendet, die seit den 1970er Jahren zum Fach gestoßen sind. Im vorliegenden Buch bezieht sich »Völkerkunde« darüber hinaus auf jene Ansätze, die eher auf Beschreibung, Kulturgeschichte, Naturvölker, traditionale Gesellschaften, schriftlose Kulturen und eine Verankerung in den Museen zielen. Der Begriff »Ethnologie« steht für die Disziplin als Ganzes oder für jene Ansätze, die mehr auf Theoriebildung, gegenwärtige Gesellschaften und Kulturen (egal ob schriftlos oder nicht, traditional oder nicht) sowie auf eine Verankerung in den Universitäten abheben. Im internationalen Kontext bezeichnen sich Ethnologen heute zumeist als »Cultural« oder/und »Social Anthropologists«. Insofern könnte man den Begriff »Ethnologie« auch einfach mit »Cultural and Social Anthropology« übersetzen. Jene Nachfolgedisziplinen der Nachbardisziplin Volkskunde, die sich zum Teil »Europäische Ethnologie« nennen und innerhalb der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde (dgv) organisiert sind, fallen im Übrigen nicht in den Gegenstandsbereich dieser Arbeit.¹⁵

Belassen wir es für den Moment bei dieser Einlassung.

Das Buch beschränkt sich auf die Ethnologie in der Bundesrepublik Deutschland. Die Geschichten der Ethnologie der DDR sowie Österreichs und der Schweiz, die in vielerlei Hinsicht einen anderen Weg genommen haben,¹⁶ fließen wegen ihrer vielfältigen Wechselwirkung mit dem bundesdeutschen Rahmen (etwa durch die Sprache, die Organisation in der gemeinsamen Fachvereinigung DGV und die grenzüberschreitende Berufungspraxis) in die Betrachtung ein – sie stehen hier aber nicht im Mittelpunkt.

Da der Fokus der Untersuchung auf dem gesellschaftlichen und politischen Rahmen der Bundesrepublik liegt, konnte hier die Würdigung jener Ethnologen, die zwar in Deutschland und der Bundesrepublik sozialisiert wurden, ihre berufliche Karriere aber vor allem im Ausland entfalteten,¹⁷ in diesem Buch nur kurzrassisch erfolgen. Es wäre eine weitere, vertiefende Studie wert, dieser Form der Internationalisierung nachzugehen.

Gegenwärtig sind in Deutschland 23 ethnologische Institute an Universitäten (darunter einige Institute mit einer Schnittstelle zur Afrikanistik), etliche Lehrstühle für Ethnologie in interdisziplinären Kontexten, je nach Zählung ein oder

¹⁵ Um DGV und dgv zu unterscheiden, hat sich im Sprachgebrauch der Fachkollegen die Begrifflichkeit der »großen« bzw. »kleinen Dgv« durchgesetzt.

¹⁶ Gingrich 1999b

¹⁷ Hier sind beispielhaft Egon Schaden, Curt Unckel, Karl Schlesier, Johannes Fabian und Gerd Baumann zu nennen.

zwei Max-Planck-Institute sowie 57 Völkerkundemuseen und völkerkundliche Sammlungen angesiedelt.¹⁸ Im Ganzen existieren 59 Professuren, davon werden 29 Prozent von Frauen und 15 Prozent von Nichtdeutschen eingenommen.

Die Fachgeschichte der bundesdeutschen Ethnologie mag auf den ersten Blick als eine männliche erscheinen; zwar waren Frauen im Untersuchungszeitraum durchgängig stark vertreten, jedoch nahezu ausschließlich in subalternen Positionen.¹⁹ Bis in die 1980er Jahre hinein lassen sich mit Sigrid Westphal-Hellbusch (Berlin), Katesa Schlosser (Kiel) und Ulla Johansen (Köln) gerade einmal drei Professorinnen zählen. Auch in den Museen und im Mittelbau hatten nur wenige Frauen eine Leitungsfunktion inne: etwa Helga Rammow in Lübeck, Karin Hissink im Frobenius-Institut und Erika Sulzmann in Mainz. Erst in den 1980er Jahren änderte sich dies mit den Berufungen von Irmtraud Stellrecht (Tübingen), Brigitta Hauser-Schäublin (Göttingen), Beatrix Pfeleiderer-Lutze (Hamburg) und Maya Nadig (Bremen), bis dann in den 1990er Jahren, entgegen der Auffassung Gingrichs, der die Absenz von Frauen in der deutschen Ethnologie noch 1999 beklagt, von einer massiven Feminisierung der professionellen Ethnologenlandschaft gesprochen werden kann.²⁰ Die Fachgeschichte wird sich auch als eine zutiefst ›weiße‹ Angelegenheit erweisen. Obwohl die Bundesrepublik seit den späten 1950er Jahren Migranten aus den südeuropäischen Ländern und aus der Türkei als sogenannte Gastarbeiter anwarb, konnten sich Ethnologen aus Migrantenfamilien oder aus dem ›nichtweißen‹ Ausland im Fach bislang kaum etablieren – mit Ausnahme von Tirmiziou Diallo und Shalini Randeria.

Die Ethnologie ist eine Disziplin mit einem hohen Verschleiß an Talent und an Begabung, ein Fach also, dem menschliche Tragödien und intellektueller Verlust nicht fremd sind. Dies gilt insbesondere für jene oft begabten Studenten, Doktoranden und Privatdozenten, die es nicht schafften, dauerhaft in den Institutionen Fuß zu fassen. Ein ausschließlicher Fokus in dieser Studie auf die Etablierten wäre daher fehl am Platze. Hier fällt es allerdings besonders schwer, einen auch nur halbwegs umfassenden Anspruch zu vertreten und durchzuhalten. Zu viele Menschen sind aus dem Gesichtsfeld des Faches verschwunden, manche kamen in anderen Disziplinen unter, andere sind nicht mehr aufzufinden, etliche aber hinterließen ihre Spuren in Publikationen, die den Geist und das Herz ihrer Leser beflügelten.²¹

18 Der Studienführer *Ethnologie im deutschsprachigen Raum* (Krickau/Krüger 1999) verzeichnet zusätzlich 78 »Verwandte Institute« (eines davon in Österreich), an denen teilweise Ethnologen arbeiten.

19 Vgl. Beer 2007

20 Gingrich 1999b, S. 162

21 Über die Zeit der Studentenrevolte schreibt etwa Mark Münzel (1989, S. 53), dass viele, »die in der Studentene ethnologie der 68er-Zeit eine Rolle spielten, [...] danach größtenteils abgetaucht«

In diesem Buch wird immer wieder die Zuordnung einzelner Forscher zu konkreten geistesgeschichtlichen Tendenzen vorgenommen. Dies ist bis in die 1960er Jahre, in denen die alten deutschen Theorierichtungen noch wirkten, am ehesten möglich. Spätestens in den 1980er Jahren aber lassen sich Forscher nur noch selten ausschließlich einer einzigen Richtung zurechnen.²² Der Hamburger Ethnologe Jürgen Jensen und die Münsteraner Ethnologin Annemarie Fiedermutz-Laun beispielsweise vertraten schon früh die Meinung, dass man kulturhistorische, kultur- und sozialanthropologische Herangehensweisen nicht als Gegensätze begreifen sollte, sondern als sinnvolle Ergänzungen.²³

Die Besonderheiten der bundesdeutschen Ethnologie wurden in den letzten 65 Jahren kaum öffentlich diskutiert, obwohl einige Überblicksartikel dazu erschienen.²⁴ Hierfür lassen sich zwei Ursachen finden: So ist die Ethnologie auf den Regalen der Buchläden, in den Medien, in der Politik, der Bildungspolitik und in der Gesellschaft (außer über die Museen) kaum präsent: Es fehlt ihr ein öffentliches Gesicht. Zudem werden deutsche Ethnologie-Studenten bis heute meist nur in der amerikanischen, britischen und französischen Fachtradition²⁵ sozialisiert, kaum aber in der Tradition alter völkerkundlicher oder gegenwärtiger ethnologischer Ansätze.²⁶ Dieser Zusammenhang lässt sich an zwei unterschiedlichen Modellen illustrieren, mit denen der Leipziger Kollege Bernhard Streck eine Fachgemeinschaft beschreibt:²⁷ das angelsächsische Modell der Gemeinschaft von Wissenschaftlern, die die Wissenschaft als »eine Art Sportclub begreifen, in dem man fair miteinander umgeht, spielerisch miteinander streitet und Regelbrecher ausschließt«. Oder dem kontinentalen Modell von »Zwergen, die auf den Schultern von [...] anerkannten Geistesriesen sitzen dürfen«. Das erste Modell findet sich in Einführungsveranstaltungen zum Fach, in Fachzeitschriften oder auf inter-

sind, und »[d]iejenigen, die als Studenten das große Wort führen, [...] nicht identisch [sind] mit den späteren Professoren.«

22 Vgl. Rudolph 1969c

23 Vgl. auch schon Trimborn 1958, S. 21ff

24 Westphal Hellbusch 1959, Heine-Geldern 1964, Braukämper 1979

25 Dazu rechne ich auch die Postkolonialen und Subalternen Studien, die institutionell ironischerweise zumeist in den USA, Großbritannien und Frankreich angesiedelt sind.

26 Das bestätigt Thiel (2005, S. 20): »In Gesprächen mit Studenten, aber auch mit Museums- und Universitätskollegen fiel mir auf, daß meine Gesprächspartner relativ wenig über andere ethnologische Institutionen in Deutschland wußten. Fast unbekannt waren deren Lehr- oder Ausstellungspläne, ihre Personalpolitik und Forschungsvorhaben, ihre Bemühungen um Forschungsgelder und Kooperationen und vieles andere mehr. Die Instituts- und Museumsleiter trafen sich höchstens alle zwei Jahre bei der DGV-Mitgliederversammlung. Für die Referate, die vielfach von Nachwuchskräften gehalten wurden, haben sich die Institutsleiter nur ausnahmsweise Zeit genommen. Die Museums-AG wurde selten von einem Direktor besucht. Ich empfand es als Manko, daß die Studenten die maßgeblichen Vertreter der Ethnologie im deutschen Sprachraum und ihre Ideen nicht erleben konnten.«

27 Streck 1997, S. 41

nationalen Kongressen wieder, das zweite bei der Beschäftigung mit Geistesgrößen wie Tylor, Frobenius, Boas, Malinowski oder Lévi-Strauss, vor denen die Fachwelt voll Ehrfurcht erschauert und die manchem als Psychopompoi durch die Berufswelt dienen. Dieses Buch ist beiden Modellen geschuldet; dazu gesellen sich jedoch vier ergänzende Bilder:

Da gibt es die Riesen, die auf den Schultern von Zwergen sitzen; als solche fühlen sich Kollegen, wenn sie der eigenen Hybris im Umgang mit den als mittelmäßig abklassifizierten Altvorderen erliegen – oftmals ohne deren Texte je gelesen zu haben. Dies schließt aber nicht aus, dass sich unter denen, die auf den Schultern der Vorgänger sitzen, ja manchmal tatsächlich Riesen befinden.

Mitunter erinnert die Fachgemeinschaft auch an ein Haifischbecken, in dem sich Kollegen gegenseitig bekriegen, Söhne die Väter metzeln und Tanten die undankbaren Nichten. Ähnlich geht es bei manchen Berufungskommissionen zu, in denen die Schülerin des Kollegen disqualifiziert wird, aber der Lehrer und seine »unmögliche Art«, Ethnologie zu betreiben, gemeint ist.

Ein drittes Bild entspricht dem des Feudalsystems, in dem die Fürsten des einen Herrschaftsbereiches in einem System aus Patronage und Klientelismus ihr Gesinde pflegen und mit den Noblen anderer Territorien, wenn man sie gerade nicht wohlwollend ignoriert, wahlweise Allianzen schmieden, Pagen zur Ausbildung schicken oder Fehden pflegen.

Viertens schließlich das Bild des zipfelmützigen Kirchensprengel, dessen Herren (und Damen) zwar vom Gipfel ihrer Kirchtürme in die weite Ferne – etwa nach Oxford, Paris oder Berkeley – blicken, nicht aber in die nächste Nachbarschaft. So wird oftmals in Lehrplänen die Literatur von Kollegen der Nachbaruniversität auch dann nicht berücksichtigt, wenn sie zum Sujet etwas Essentielles beizutragen haben, wohl aber die mitunter dünnen Texte der in Pavlov'schem Reflex verehrten Säulenheiligen der internationalisierten Disziplin.

Die Beschäftigung mit der bundesdeutschen Ethnologie verleitete einen Kollegen zu der Frage, ob ich ein Revisionist sei. Die Frage war zwar ironisch gestellt, sie enthüllt aber unterschwellige Vorbehalte gegenüber der Thematik. Um es klarzustellen: Mir geht es nicht um ein Lamento oder um die Wiederbelebung seltsamer nationaler Traditionen, sondern vielmehr darum, jene Wege zu würdigen und nachzuzeichnen, die das Fach in diesem Land genommen hat. Um die Frage nach dem Revisionismus ernsthaft zu beantworten, müsste es erst einmal eine aufgeschriebene Geschichte der bundesdeutschen Ethnologie geben, die man revidieren könnte. Diese aber liegt bislang nicht vor, insofern ist es die vorliegende Arbeit, die später einmal von anderen revidiert werden kann. Denn viele Ethnologen haben sich zwar auf einzelnen Wegen der bundesdeutschen Fachgeschichte bewegt – eine möglichst vollständige Kartierung des gesamten Wegenetzes aller-

dings fehlt bislang. Nur so lässt sich auch die nicht ganz untypische Reaktion eines anderen Kollegen interpretieren, der mich freundlich davor warnte, meine Zeit in der Langeweile zu verbringen. Zu wenig Nennenswertes sei im Fach geschaffen worden, die bundesdeutsche Ethnologie habe eher Mittel- und Zweitklassigkeit hervorgebracht.²⁸ Beide Reaktionen machten mir deutlich, dass es noch lange nicht ausgemacht war, ob die Beschäftigung mit der deutschen Fachgeschichte nicht doch interessant und spannend werden könnte.

Zugegebenermaßen hat das allgemeine fachhistorische Interesse in den letzten Jahren stark zugenommen. Es richtete sich vor allem auf die Zeit des Nationalsozialismus. Viele Publikationen entstanden,²⁹ beispielsweise die Grundlagenwerke zur Ethnologie in der NS-Zeit von Hans Fischer³⁰ und Thomas Hauschild.³¹ Außerdem interessiert man sich mehr und mehr für die Völkerkunde der Zeit vor 1933, etwa für Adolf Bastian,³² Leo Frobenius³³ und andere.³⁴

Das aber bedeutet, dass sich fast alle fachhistorischen Publikationen mit der Zeit vor 1945 beschäftigen, jedoch die Zeit danach – immerhin ein Zeitraum von mithin bereits 65 Jahren – vernachlässigen.³⁵

Mein eigenes Interesse an der Fachgeschichte der Bundesrepublik ist zum Teil individuell begründet. Eine Art enzyklopädische Grundmotivation, das möglichst vollständige ›Zusammenfassen dessen, was ist‹, prägte meine bisherige ethnologische Arbeit (etwa im *DTV-Atlas Ethnologie*³⁶). Das Projekt einer Geschichtsschreibung folgt darüber hinaus auch einem ethnologischen Ur-Impuls des ›Zeugnis ablegen von dem, was ist‹, der dem Bastian'schen ›Retten, was zu retten ist‹ nahe kommt. Zum anderen Teil ist die Beschäftigung mit der Fachgeschichte aber auch das Ergebnis einer generellen Entwicklung, die Bundesrepublik zu historisieren und damit die Frage zu stellen, »wie wir wurden, was wir sind«. ³⁷ Denn die alte Bundesrepublik ist eine vergangene Welt.

Auf welche Befunde greife ich zurück, um das ethnologischen Wegenetz möglichst vollständig zu kartieren? Während die Fachzeitschrift *Trickster* für ihre Um-

28 Vgl. Petermann 2010, S. 168f

29 Geisenhainer 2000, 2002, Mosen 1991, Kulick-Aldag 2000b, Streck 2000a

30 Fischer 1988, 1990, 1991

31 Hauschild 1987, 1995

32 Koepping 2005, Fiedermutz-Laun 1970a, b

33 Hammerstein 1999, Heine 1980, Münzel 1999, Sylvain 1996, Vajda 1973, Streck 1999, 2003

34 Byer 1999; Hermannstädter 1996, Kraus 2001, Melk-Koch 1995, Smolka 1994, Spöttel 1995, Michel 1992, Mischek (1996).

35 Die seit einigen Jahren von der Fachzeitschrift *Paideuma* publizierte Reihe ethnologischer Selbstporträts ist allerdings ein erster wichtiger Schritt, um dem entgegenzuwirken.

36 Haller 2005

37 Vgl. Wehler (2005–2008), Sommer (2009), Conze (2009), Schwan/Steininger (2009), Walter (2009) und Maischberger/Unger (2009). Siehe auch TV Serien wie *Unsere 60er Jahre – Wie wir wurden, was wir sind*, 12.11.2007 in ARD.

frage im Jahre 1989 Fragebögen an Institute und Museen in der Bundesrepublik, Österreich und der Schweiz versandte und Lehrende, Studenten und Museumsmitarbeiter um die Antwort auf sieben Fragen bat,³⁸ stütze ich mich auf verschiedene Quellen.³⁹

Mit Ethnologen, die im Untersuchungszeitraum aktiv waren, wurden berufsbio-graphische Interviews oder Hintergrundgespräche geführt. Bei den Zeitzeu-gen handelt es sich vor allem um etablierte Ethnologen, also emeritierte Profes-soren, Museums- und Institutsmitarbeiter. Insgesamt wurden rund 50 Kollegen in Interviews befragt und Hintergrundinformationen in Gesprächen oder schriftlich von elf Kollegen eingeholt. Die Interviews hatten eine Länge von dreißig Minu-ten bis zu drei Stunden. Die Gespräche wurden zumeist in den Wohnungen der Befragten geführt, in Einzelfällen auch in den Instituten, ganz selten handelt es sich um telefonisch geführte Interviews. Sofern möglich wurden die Interviews auch mit der digitalen Videokamera aufgenommen. Um das Material Interessier-ten möglichst authentisch zugänglich zu machen werden die Interviews seit Juli 2011 als Lehrmaterial auf einer Internetplattform (www.germananthropology.com) zur Verfügung gestellt.

Über die Interviews versuchte ich, Erinnerungen an zeittypische Erfahrungen wachwerden zu lassen, beispielsweise an die Studienbedingungen in den 1950er Jahren oder an bereits verstorbene Lehrer. Ich habe versucht, die Interviews mit Kollegen so zu behandeln wie Interviews mit Informanten aus dem Feld – d.h. den Einzelnen für sich selbst sprechen zu lassen: In den Interviews treten die Dinge zutage, die den Gesprächspartnern wichtig sind; insofern stehen die Interviews auf unserer Internetplattform erst einmal für sich selbst – alle dort publizierten Interviews wurden von den Gesprächspartnern autorisiert. In Selbstzeugnissen

38 Sechs Fragen wurden an Ordinarien gerichtet: 1. Gibt es eine deutsche (deutschsprachige) Ethnologie? Was ist das Spezifische an der deutschen Ethnologie? Welchen Beitrag leistet sie im internationalen Vergleich? Wo liegen ihre Stärken und Schwächen? 2. Forschungssituation und Wissenschaftsbetrieb: Wo lagen/liegen die Forschungsschwerpunkte (Theorie, Praxis)? Wo sehen Sie neue Aufgaben? Existieren und nutzen Sie Möglichkeiten interdisziplinärer Zusammenarbeit? Sind Sie auch außerhalb von Universität, Museum und Feldforschung ethnologisch tätig? 3. Lehre und Ausbildung: Welche personellen, finanziellen und technischen Möglichkeiten stehen Ihnen zur Verfügung? Wie könnte eine optimale ethnologische Ausbildung aussehen? Wie sieht an Ihrem Institut die »Einführung in die Ethnologie« aus? 4. Ethnologie und Öffentlichkeit: Warum ist die Ethnologie trotz des Zusammenrückens der Kulturen öffentlich so wenig präsent? Auch bei großen Studentenzahlen: Ist die Ethnologie immer noch ein »Orchideenfach«? 5. Was waren die wichtigsten theoretischen Anregungen der letzten zehn Jahre für Sie? Welche wichtigen ethnologischen Publikationen der letzten zehn Jahre würden Sie nennen? 6. Wo wünschen Sie sich welche Neuerungen? One additional question to Museum anthropologists: 7. Worin und wie sehen Sie die Aufgabe von völkerkundlichen Museen? Welches Ausstellungskonzept haben Sie? Welches Publikum wünschen Sie sich (dafür)? Eine spezielle Frage wurde Fachschafften und Studenten gestellt: Heute Ethnologie studieren (in ...) – was heißt das?

39 N.N. 1989, S. 7

neigen wir häufig dazu, die uns wichtigen oder angenehmen Dinge hervorzuheben und jene Seiten zu verschweigen oder herunterzuspielen, in denen wir weniger vorteilhaft erscheinen; und natürlich kann es auch vorkommen, dass wir an der einen oder anderen Stelle auch einmal die Unwahrheit sagen. Daher ist es mir wichtig zu betonen, dass die Einzelinterviews auf der Internetplattform die subjektiven Wahrheiten der Gesprächspartner wiedergeben.

Anders als bei diesen Einzelinterviews ist es aber in einem Buch wie diesem von grundlegender Bedeutung, sie mit anderen Quellen ins Verhältnis zu setzen. In Kombination mit ausgleichenden Gegenurteilen durch die Vielzahl der insgesamt geführten Interviews sowie mit verschiedenen Publikationen ist es möglich, bestimmte Ereignisse wie etwa die DGV-Tagung 1969 oder die Persönlichkeit einzelner Lehrer wie Mühlmann, Jensen und Baumann nicht nur aus unterschiedlichen Blickwinkeln zu betrachten, sondern auch die Validität der Einzelaussagen besser einzuschätzen, Tendenzen auszumachen, Verallgemeinerungen anzustellen und zu einer sachlichen Darstellung zu gelangen.

Somit liegen der vorliegenden Arbeit auch Primärtexte der bundesdeutschen Ethnologen zugrunde sowie Sekundärquellen über Fachvertreter, Einzelforschungen und fachhistorische Fragen. Auch hiermit wird einer grundlegenden Maxime sowohl der Quellenkritik als auch der teilnehmenden Beobachtung Rechnung getragen, nämlich dass die (Selbst-)Positionierung von Autoren und Kollegen bezüglich ihrer theoretischen Grundierungen mit der tatsächlichen Arbeitspraxis nicht immer in eins geht.⁴⁰

Als dritte Datenquelle dienten verschiedene Archive. So konnte ich dank Herrn Prof. Bertold Riese (Bonn) auf das von ihm umfangreich erhobene Material des Biographischen Archivs zur Anthropologie (BAA) zurückgreifen. Die Arbeit von Seidler (2010) über das Archiv der Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) war eine weitere wichtige Quelle. Außerdem konnte das Archiv der Fachvereinigung Deutsche Gesellschaft für Völkerkunde (DGV) genutzt werden, das sich seit 2009 – vermutlich dauerhaft – im Frankfurter Frobenius-Institut befindet. Dieses Archiv zeichnet sich durch einen eklektizistischen Charakter aus, was die Recherchen einigermaßen erschwerte.

⁴⁰ Ein Beispiel hierfür aus der DGV-Tagung 1979: Ein positivistisches Wissenschaftsverständnis, »wie es mittlerweile nun wirklich als überholt gelten muss« (Jensen 1980, S. 183), grundiert implizit und unreflektiert ein interdisziplinäres Forschungsprojekt, das von Klaus Helfrich vorgestellt wurde. Die Debatte um dieses »West-Irian-Projekt«, das »eine systematisch betriebene interdisziplinär angelegte Datenerhebung [zur] Vollständigkeit und Objektivität der Dokumentation über eine überschaubare ethnische Einheit« anstrebt, macht deutlich, dass Bekundungen zur theoretischen Ausrichtung (Hermeneutik) und die Erfordernisse der Projektformulierung, der Antrags- und Forschungspraxis (Positivistisch) nicht selten auseinanderfallen. Hier zeigt sich erneut, dass das, was Informanten (hier: die Wissenschaftler) tun und das, was sie vorgeben zu tun, in der Betrachtung von Fachgeschichte analytisch berücksichtigt werden muss.

An dieser Stelle erlaube ich mir einen polemischen Einschub und einige weiter ausgreifende Bemerkungen zur Qualität des DGV-Archivs: Die Deutsche Gesellschaft für Völkerkunde gleicht einem mittelalterlichen Kaisertruss, der von Pfalz zu Pfalz zieht. Alle zwei oder vier Jahre verlegt sich der Vorstand und damit der Sitz der Gesellschaft an einen anderen Standort. Der Leiter des Stuttgarter Linden-Museums, Hans Rhotert, hatte in seiner Amtszeit als Vorsitzender in den 1960er Jahren einmal die Idee, ein ständiges Generalsekretariat einzusetzen, und auch später – etwa auf der Mitgliederversammlung 1970⁴¹ und in einer Initiative im Jahre 2002, an der ich selbst maßgeblich mitbeteiligt war – wurde immer wieder die Frage diskutiert, ob die DGV eines festen Standortes und Arbeitsstabes bedürfe. All diese Initiativen wurden abschlägig beschieden, weil man keine geeigneten Bewerber, kein Geld für die personelle Ausstattung und wohl auch nicht den politischen Willen zu einer solchen Umgestaltung hatte. Würde dies doch bedeuten, dass sich die DGV von einer wissenschaftlichen Vereinigung zu einer ständischen Berufsvertretung verändern müsste.⁴²

Die DGV behielt das Profil einer wissenschaftlichen Vereinigung nach dem Modell des 19. Jahrhunderts bei. Dieses Profil findet sich auch in den Dokumenten des Archivs wieder, sie enthüllen eine Organisationsstruktur, die sich als chaotisch und damit manchmal als nervtötend, manchmal als charmant erweist. Die Struktur der DGV verweist darüber hinaus auf eine Grundkonstante, die die Ethnologie in der gesamten Nachkriegszeit prägt: das Selbstverständnis als eines Faches in der Krise.

Nervtötend sind die Strukturen und Arbeitsweisen der Gesellschaft für all jene Fachvertreter, die sich für die Interessen der DGV als einer professionellen Standesvertretung engagieren. Aus deren Sicht liest sich die Geschichte der Gesellschaft als eine der verpufften Appelle: Immer wieder wurde etwa auf den Tagungen die bildungspolitische Relevanz des Faches betont und seine Übernahme als Schulfach diskutiert. Da die Gesellschaft aber keine Strukturen besitzt, die dieses Anliegen konsequent nach außen vertreten könnten, verhallten diese Initiativen in der Regel ungehört. Dasselbe Schicksal erfuhren andere Forderungen, etwa die wiederholt geäußerte Notwendigkeit, Forschungsschwerpunkte oder gar einzelne

41 DGV 1970

42 1970 legte Sigrid Westphal-Hellbusch die Argumente dar, die gegen eine Berufsvereinigung sprächen. So sei die DGV noch nicht einmal in der Lage, etliche der von ihr selbst in der Satzung für eine wissenschaftliche Vereinigung gesteckten Ziele zu erfüllen: »2a. Sie unterstützt die völkerkundliche Forschung und Lehre. 2b. Sie bemüht sich um den Ausbau der völkerkundlichen wissenschaftlichen Einrichtungen. 2c. Sie beteiligt sich an der Klärung von Berufs-, Fach- und Studienfragen. 2d. Sie fördert die Zusammenarbeit und den Gedankenaustausch ihrer Mitglieder und vertritt deren Interessen in der Öffentlichkeit. 2e. Sie pflegt die Beziehungen zur den Nachbarwissenschaften und zu den völkerkundlichen Institutionen des Auslandes. Wenn wir ehrlich sind, steht das meiste davon nur auf dem Papier.« (DGV 1970)

Institute zusammenzulegen und die Curricula miteinander zu korrelieren. Auch wurde oft die geringe Resonanz der Fachvertreter moniert, wenn es darum geht, Stellung zu aktuellen tagespolitischen Fragen zu beziehen.⁴³ Diese unprofessionelle Seite des Charakters der Gesellschaft spiegelt sich in ihrem Archiv wider. Mit jedem Standortwechsel des Vorstandes wurden auch die Archivalien der Gesellschaft an den jeweils neuen Ort überführt. Und wie in jeder kaiserlichen Pfalz die Kastellane mit eigenen Motivationen und Systematiken der Verwaltung und Archivierung arbeiten, so zeichnen sich auch die verschiedenen DGV-Vorstände durch unterschiedliche Arbeitsweisen aus: Der eine Vorstand mochte die Beherbergung der Gesellschaft als Ehre, der andere als bloße Pflicht betrachten; vom einen Vorstand wurden die Bücher akribisch, vom anderen nachlässig geführt. Manchmal ging an einem Standort eine Kiste mit Archivalien verloren, sie verschwand vielleicht in einem Speicher, den selten einmal jemand betritt. Der Archivforscher erfährt nur zufällig, dass ein bestimmter Ordner überhaupt existiert, indem er auf einen entsprechenden Hinweis in der Korrespondenz des Vorstandes stößt. Auch die einzelnen Ordner sind chaotisch geführt, da nicht immer chronologisch geordnet. So finden sich beispielsweise in einem Ordner aus den 1960er Jahren auch Unterlagen aus den 1950er oder 1980er Jahren, und manchmal tauchen mehrere Durchschläge ein und desselben Schriftstückes in unterschiedlichen Ordnern auf. Das detektivische Gespür des Archivforschers wird hier auf eine harte Probe gestellt.

Charmant aber erscheinen die DGV und ihr Archiv, wenn man die Fachgeschichte als Ganzes betrachtet: Ihr Dilettantismus hat der Bedeutung der Ethnologie anscheinend nicht geschadet, wie sich seit 1945 in der stetigen Expansion von Instituten, Stellen und Mitteln zeigt. Oder ist es gerade der Dilettantismus, der die Stärke des Faches ausmacht? Vielleicht ergibt sich ein klareres Bild, wenn man den polemischen Ausdruck »Dilettantismus« durch die gefälligeren Begriffe Sperrigkeit, Eigensinn und hoffnungsloser Individualismus seiner Fachvertreter mit all ihrer Widerspenstigkeit und Krisenhaftigkeit ersetzt.

Denn in der zugespitzten Charakterisierung der krisenhaften Fachvereinigung enthüllt sich das Selbstverständnis der bundesdeutschen Ethnologie. Über kaum einen Grundbestandteil des Faches herrscht Einigkeit, weder international noch national,⁴⁴ auch nicht über den Gegenstand und schon gar nicht über den Namen. Die praktische Bedeutung der Ethnologie in Politik und Gesellschaft ist

⁴³ Dies gilt schon in der Anfangsphase der Gründung der Gesellschaft. So erwähnt Kreide-Damani (2010, S. 97) schon für 1932 eine geringe Resonanz der Mitglieder auf eine als Rundschreiben versandte Umfrage des Vorsitzenden Fritz Krause.

⁴⁴ Wagner (2010, S. 355) argumentiert etwa, dass ganz allgemein die »Corporate Identity« in den Geisteswissenschaften in Deutschland schwächer ausgebildet sei als bei den Naturwissenschaften.

gering, die Überzeugung von der eigentlichen Bedeutung für das Verstehen fremder Kulturen dagegen übergroß. Soviel ist aber dennoch zu sagen: Die Ethnologen wenden sich Phänomenen zu, die von ethnologisch nicht geschulten Zeitgenossen als bizarr, randständig und exotisch charakterisiert werden. Zu Beginn meiner Untersuchungen ging ich davon aus, dass sich Ethnologen in ihrer Jugend vor allem von den fremdartigen Gegenständen – seien es die Giraffenhäse der Padaung, die Penisfutterale und Malangane Neuguineas, das Pfeilgift der brasilianischen Indios, die Masken der Dogon, die fliegenden Hexen, die dritten Geschlechter oder die halluzinogenen Drogen – vom Fach angezogen fühlten. Je weiter ich jedoch in meinen Forschungen voranschritt, desto deutlicher wurde mir, dass sich vor dem Interesse am Fremden häufig eine tiefer liegende Schicht befindet, die die Studien- und Berufswahl noch grundlegender beeinflusste: nämlich das Unbehagen oder die Krise am Eigenen. Diese Krise am Eigenen hat Nowotny⁴⁵ einmal als Kern des Faches beschrieben (er spricht daher auch konsequenterweise von der permanenten »Krise der Völkerkunde«): Die europäischen Wissenschaften leiden an einem Selbstverständnis als rational und aufgeklärt, jegliche Erinnerung an die eigene ›primitive‹ Vergangenheit Europas wird darin diskreditiert; Völkerkunde und Volkskunde wenden sich genau diesem ausgeschlossenen, diskreditierten Anderen zu: den fremden Kulturen bzw. den einfachen Leuten im eigenen Land.

In den außerwissenschaftlichen Motiven, die zur Fächerwahl führten, spiegeln sich zeittypische Phänomene wider. So spielte beispielsweise in der frühen Nachkriegszeit die Tatsache, dass man endlich wieder in die Welt hinaus konnte, eine wichtige Rolle. In den 1950er Jahren war die Empfindung, dass man der muffigen Enge der restaurativen Republik entkommen konnte, bedeutsam für die Wahl des Studienfaches. In den 1970er Jahren meinte man, die gesellschaftlichen Probleme im Inneren auch außen wiederzuerkennen. In den 1980er Jahren dagegen war die Ethnologie eine Rettung für all jene, die an der Nüchternheit der überkommenen Strukturen zu ersticken drohten und beispielsweise in schamanischen Weltentwürfen oder matriarchalen Kulturen eine Zuflucht suchten. Man kann diese Beobachtung sicherlich nicht auf alle Entwicklungen im Fach übertragen und man verzeihe mir den Ausflug in die Küchenpsychologie, aber in gewisser Weise lässt sich die Ethnologie als Krisensymptom des bundesdeutschen Selbstverständnisses – über lange Zeiträume hinweg geprägt von Pragmatismus, Schnörkellosigkeit und Effizienz – lesen. Das Fach bot und bietet zum Teil noch immer Platz, um sich mit den Nachtseiten dieser Selbstverständlichkeiten zu beschäftigen. Die Ethnologie lässt sozusagen jenen Monstern Raum, die sich die nüchterne bundesdeutsche Vernunft erträumt. Krisen und zumindest Unbehagen am Eigenen – so mei-

45 Nowotny 1980, S. 122

ne Befunde aus den Experteninterviews – führen häufig in das Fach. In der Auseinandersetzung mit dem abenteuerlichen Fremden mögen Heilkräfte für dieses Unbehagen am Eigenen gesucht werden – gefunden wird zumeist die genuine Faszination am Fremden.

Eine der wenigen Einigkeiten unter Fachkollegen stellt die Methodologie dar: Seit dem Niedergang der kulturhistorischen Ethnologie hat sich das Feldforschungsparadigma der teilnehmenden Beobachtung, die langanhaltende Kopräsenz im Feld, als einzig wahre Form der ethnologischen Forschung durchgesetzt. Wie keine andere Disziplin macht sich damit die Ethnologie die Hände schmutzig, weil ihre Fachvertreter meist alleine dorthin gehen, wo es stinkt und menschelt, wo Freude und Leid nahe beieinander liegen und sich das große Drama des menschlichen Daseins in all seinen Facetten im Kleinen entfaltet. Kein anonymisierter Fragebogen liegt zwischen Informant und Ethnologe, an keinen Schreibtisch kann man sich – wie für mit Texten arbeitende Kollegen üblich – in Ruhe zurückziehen, das Feld ist für 24 Stunden lang am Tag und mindestens für ein Jahr der Ort, an dem man sich den zu Untersuchenden widmet und dort auch selbst zu deren Objekt wird. Ob diese Auffassung auch durchgehalten wird oder aber in der Forschungspraxis Abstriche davon genommen werden müssen: Diese Unmittelbarkeit ist ganz entscheidend für die Selbstwahrnehmung der Fachvertreter. Wenn es in meinen Interviews um die eigenen Felderfahrungen (oder bei kulturhistorisch arbeitenden Kollegen um konkrete Artefakte und Ausstellungen) ging, begannen meine Gesprächspartner gleichsam zu leuchten. Es muss hier aber hervorgehoben werden, dass es nicht nur die abenteuernde und existenzielle Erfahrung des direkten Umganges mit dem Fremden ist, aus dem die Ethnologie ihre als überlegen wahrgenommene Deutungsmacht konkreter Verhältnisse vor Ort schöpft. Sehr viel wichtiger ist die Einsicht, dass der Aufbau von Vertrauen zu den zu Untersuchenden und die sorgfältige Erfassung wie auch das Verstehen möglichst vieler Aspekte ihrer Kultur nur durch langanhaltenden Aufenthalt im Feld möglich ist; dadurch entgeht der Wissenschaftler am ehesten der Gefahr, lediglich der offiziellen Geschichte aufzusitzen, die die zu Untersuchenden den flüchtigen Reisenden, Journalisten und jenen Kollegen erzählen, die »glauben, mit Tests und Fragebogen in wenigen Wochen, ja sogar Stunden das Wesentliche über Menschen erfahren zu können – die Illusion einer Wissenschaft, die ihren Komfort höher schätzt als die Validität ihrer Daten.«⁴⁶

Nach der Feldforschung und bei erfolgreicher beruflicher Etablierung im Fach kehren Ethnologen in eine Welt der festen Strukturen zurück. Es gehört nicht viel Phantasie dazu, um in den administrativen Strukturen der Universitäts- und Museumswelt deutlich mehr als nur einen schwachen Widerschein jener alternativlo-

46 Boesch 2010, S. 12

sen Zwänge und Selbstverständlichkeiten zu entdecken, die einst ursächlich für das Unbehagen am Eigenen verantwortlich war. Diese Welt entfaltet sich wiederum als krisenhaft für die Ethnologen: Stellt die Felderfahrung die Quelle dar, zu der jeder Ethnologe zurückkehren muss, um intellektuell aus ihr zu schöpfen, so ist gerade dies im akademischen (oder musealen) Alltag kaum mehr möglich. Die kleinen Dosierungen der wenigen und seltenen Freisemester ermöglichen es kaum noch, sich neue Forschungsfelder kompetent zu erschließen oder alten mit der angebrachten Dichte zu widmen. Man beginnt, Projekte zu entwerfen, in denen man nur noch kurz ins Feld kommt oder forscht im eigenen Umfeld zu Hause oder entwickelt Projekte wie die Beschäftigung mit der Fachgeschichte der Bundesrepublik – ein Ersatz für die existenzielle ethnographische Erfahrung ist dies in der Regel nicht.

Mit ihrem komplexen ethnographischen Wissen wollen Ethnologen nur selten Lösungen für Konflikte finden wie andere Disziplinen, zu deren Selbstverständnis es gehört, die Welt mit sozialtechnischen Empfehlungen verbessern zu wollen. Im Gegenteil, die Skepsis gegenüber jeglichen Eingriffen aufgrund von Besserungsempfehlungen ist den meisten meiner Gesprächspartner in Fleisch und Blut übergegangen. Diese Anwendungsferne wird von Akademikern anderer Provenienz zumeist nicht goutiert. Auch Politik und Öffentlichkeit, die praktische Handlungsanweisungen oder marktgängige 30-Sekunden-Statements erwarten, können wenig anfangen mit einer Disziplin, die immer alles ›sehr komplex‹ betrachtet und sich in Krämpfen windet, um der Inanspruchnahme durch Machtinteressen zu entgehen. Wird die Ethnologie aber nicht gefragt, wenn es um die Einbeziehung in politische Kommissionen oder um die Abstrahlung von Expertise in TV-Talkshows geht, so ist dieses vielen Fachvertretern auch nicht recht. Klagen über die mangelnde Wahrnehmung des Faches bei gleichzeitig fundamentaler Kenntnisse des Faches von den ›wahren‹ Umständen vor Ort durchziehen die gesamte Fachgeschichte der bundesdeutschen Ethnologie.

Die hier dargelegten Aspekte versuchen, die Krisenhaftigkeit des professionellen Selbstbildes vieler Ethnologen zu fassen, die in den Interviews und Gesprächen zum Ausdruck kam. Das vorliegende Buch wird sich daher auch mit der Frage beschäftigen, in welchem Zusammenhang die Facetten dieses Krisenbewusstseins mit den jeweils zeitspezifischen Kontexten der Bundesrepublik stehen.

Die Kapitel dieses Buches sind chronologisch geordnet, sie orientieren sich an bedeutenden Rahmendaten der bundesdeutschen Geschichte.

Im ersten Kapitel wird die Fachgeschichte vor dem eigentlichen Untersuchungszeitraum behandelt, also die Zeit bis 1945. Hier wird die Entwicklung des Faches auch im Bezug auf andere Anthropologien gezeigt, etwa die philosophische und die physische Anthropologie, aber auch die Volkskunde. Das zweite Kapitel behandelt die Rekonstruktion des Faches in den Nachkriegsjahren, insbe-